



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Elsas, A.: Zum Andenken Gustav Theodor Fechners.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zum Andenken Gustav Theodor Fechners.

Von A. Elsas.



Am 18. November 1887 starb in Leipzig ein deutscher Gelehrter und Philosoph, der diesen Ehrennamen verdient, wie nur wenige Männer unsers Jahrhunderts. Es ist der besondre Ruhm des Philosophen, über das durch Beruf und Amt abgegrenzte Arbeitsgebiet hinaus den Blick zu richten auf alle Bethätigungen der Erkenntnis, den Gedanken wandern zu lassen über den Gesichtskreis hinaus, der alles Wissen umgrenzt, ein empfängliches Gemüt zu haben für alles, was die Menschenbrust durchbebt. Das ist auch der Ruhm Gustav Theodor Fechners.

Im ersten Jahre des Jahrhunderts geboren, nahezu gleichaltrig mit den ihn überlebenden Vertretern der ersten Generation bedeutender deutscher Physiker, Franz Neumann und Wilhelm Weber, hat er mit diesen einen hervorragenden Anteil an den Arbeiten, welche das Gebiet der Elektrizität der exakten physikalischen Forschung zugänglich machte. Er gehört zu den ersten methodisch klaren deutschen Experimentatoren, welche sich den französischen und englischen ebenbürtig an die Seite stellen durften und die Führung des deutschen Geistes auch auf dem Gebiete der Physik begründeten. So war Fechner von Beruf Naturforscher.

Im besten Mannesalter, eifrig mit Untersuchungen beschäftigt, welche wesentlich dazu beigetragen haben, die Physiologie der Sinnesorgane der physikalischen Betrachtungsweise zu unterwerfen, überfiel ihn eine schwere Krankheit und machte ihm die Berufsarbeit für die Folgezeit unmöglich. Das leibliche Auge wurde geschwächt. Aber ungetrübt blieb der weite geistige Blick des Gelehrten. Daß Fechners Name stets mit Stolz genannt wurde, wenn von dem Ruhme der Universität Leipzig die Rede war, dazu waren nicht seine elektrischen Maßbestimmungen die Veranlassung. Denn die exakten Wissenschaften, deren Methode von der historischen Methode grundverschieden ist, sind auch in der Beziehung unhistorisch, daß sie sich um ihre eigne frühere Entwicklung wenig kümmern. Nein, Fechner ist berühmt geworden, überall wo es wissenschaftliches Leben giebt, weil er mit kühnem Blick in das dunkle Grenzgebiet eindrang, welches

die Physik und die Psychologie, die Lehre von den mechanischen Vorgängen und die von dem geistigen Geschehen trennt, weil er mit dem Auge des Naturforschers auf die Kunst sah, zu der sein reiches Gemüt ihn hinzog, und weil er seine Gedanken gehen ließ, Land zu suchen jenseits der Grenzlinie, welche alle Wissenschaft einschließt.

Von dem Lebensgange Fechners hat seine Gattin, die treue Genossin seines Lebens und seiner Arbeit, die Nachrichten gegeben, die wir hier folgen lassen.

Gustav Theodor Fechner war am 19. April 1801 zu Groß-Särchen bei Triebel in der Niederlausitz geboren. Er war der zweite Sohn des dortigen Pastors Fechner und hatte noch einen ältern Bruder und drei jüngere Schwestern. Der Vater überwachte genau die Entwicklung des Knaben und ließ ihn das Latein schon mit der Muttersprache lernen und sprechen, was dadurch erleichtert wurde, daß auch die Mutter, ebenfalls aus einer Pastorenfamilie, des Lateins mächtig war.

Leider verlor der Knabe schon vor dem sechsten Jahre seinen Vater, und so kam er mit seinem Bruder zu dem Bruder seiner Mutter, dem Superintendenten Fischer in Wurzen, der sich seiner Erziehung annahm. Sie war streng, wie es in den Ansichten der damaligen Zeit lag, und das weiche Kindergemüt wurde dadurch wohl etwas verschüchtert. Acht Jahre blieb er beim Onkel. Dann kehrte er zur Mutter zurück, die nach der kleinen Stadt Triebel gezogen war, um dort ihre Töchter die Schule besuchen zu lassen. Von hier aus kam Fechner auf die Schule zu Sorau, was ihm nicht zu weit dünkte, um jeden Sonnabend in der Nacht nach Triebel zu laufen, Sonntags in der Familie zu sein und in der folgenden Nacht wieder nach Sorau zurückzukehren. Nach einiger Zeit faßte die Mutter den Entschluß, mit der Familie nach Dresden überzusiedeln, um dort den Kindern eine bessere Erziehung zu Teil werden zu lassen. Das war ihr Glück; denn so erhielt sie sich die kleine Witwenpension, die ihr bei der bald darauf erfolgten Teilung Sachsens verloren gegangen wäre. In Dresden besuchte Fechner die Kreuzschule, und als ihm der dortige Rektor 1817 in Scherz und Ernst erklärte, er könne nun auf der Schule nichts mehr lernen, bezog er noch nicht sechzehnjährig die Universität zu Leipzig.

Es waren schwere Jahre, die er hier durchzumachen hatte. Ganz ohne Mittel, mußte er lehren, um zu lernen, und gab alle möglichen Stunden zu den niedrigsten Preisen. Er studirte Medizin, aber bald zwangen ihn die Verhältnisse, auf litterarischen Erwerb zu denken, und so entstanden schon in jungen Jahren durch seine Übersetzungen aus dem Französischen seine ersten wissenschaftlichen Werke, sowie auch kleine humoristische Schriften, die er unter dem Namen *Wises* herausgab.

In den letzten zwanziger Jahren gestaltete sich sein Leben insofern heiterer, als er in einen Kreis bedeutender junger Leute eintrat, mit denen gleiche Gesinnungen und gleiches geistiges Streben ihn verbanden. Professor Hermann

Weiße, Dr. H. Härtel, Professor Willroth, Dr. Klee, Professor Volkmann hatten unter einander einen regen Verkehr. Im Hause des letztern lernte er 1830 seine spätere Frau kennen, Klara Volkmann, die Tochter eines Leipziger Ratsherrn. Von einer ehelichen Verbindung konnte zunächst nicht die Rede sein, da Fechners äußere Verhältnisse ganz auf seiner Arbeitskraft beruhten und er auch noch für seine Mutter zu sorgen hatte. So kam es erst Ostern 1833 zur Hochzeit. Aber schon der Herbst brachte neue große Sorgen, denn Fechners älteste Schwester wurde Witwe und stand nun mit sechs Kindern mittellos in der Welt. Erneute große Anstrengungen schwächten seine Kräfte, und als er im Jahre 1835 die Professur der Physik antreten sollte, mußte er erst einen längern Urlaub nehmen, um sich in Gastein und Oberitalien wieder aufzufrischen.

Da kamen die Weihnachtsferien 1839 auf 1840, die Fechner zu angestrengten Beobachtungen subjektiver Licht- und Farbenerscheinungen benutzte. Er hatte sich ein Instrument aus Paris dazu verschrieben, das ihm die Augen so angriff, daß er bald nicht mehr lesen und nur noch wenig schreiben konnte. Der Zustand verschlimmerte sich immer mehr, Fechner ward im höchsten Grade lichtscheu, mußte bald ganz in einer finstern Stube sitzen und konnte nur mit verbundenen Augen von seiner Frau im Garten herumgeführt werden. Hier bildete das Auswendiglernen schöner Gedichte von Uhland, Rückert, Heine, Eichendorff die Hauptunterhaltung beider. Aber der Zustand wurde je länger je peinlicher, denn alles Vorlesen ersetzte nicht die eigne Thätigkeit, und da er nur mit der Feder in der Hand zu denken und zu arbeiten gewohnt war, wollte beim Diktiren nichts Befriedigendes herauskommen; er brachte keinen Zusammenhang in die Sache.

Drei Jahre dauerte dieser unglückselige Zustand. Da kamen die Ärzte auf den Gedanken, ihm Moxa*) in den Nacken zu setzen — ein ganz verfehlter Versuch, denn Fechners vollkommen gesunder Körper hatte keine schlimmen Säfte auszuscheiden. Der Erfolg der furchtbar schmerzhaften Operation war sehr traurig. Der Körper wandte alle seine Kräfte auf, um die großen Wunden zu heilen; Fechner verlor allen Appetit. Vier volle Wochen genoß er weder Speise noch Trank; er wurde so schwach, daß man das Ohr an seinen Mund legen mußte, um ihn zu verstehen. Wenn es so fortging, mußte er verhungern. Endlich nach vier Wochen brachte ihm jemand geschabten Schinken mit Rheinwein zu einem Klößchen geformt. Er versuchte eine Messerspitze davon. Nach mehreren Tagen brachte er es zu einem Theelöffel, und so lernte er langsam wieder essen und nach weitem vier Wochen auch an Stühlen sich fortkelfend wieder gehen. Der Zustand der Augen aber blieb derselbe, während die Wunden

*) Moxa (Brennzylinder) sind kleine Zylinder oder Regel von leicht verbrennlichen Stoffen, welche auf die Haut gedrückt und dann angezündet wurden, um Krankheiten von tiefer liegenden Organen zu den Brandwunden auf der Hautfläche zu ziehen. Die barbarische Kurmethode ist heutzutage wohl veraltet.

im Nacken sich erst nach Monaten schlossen. Die Narben hat er mit ins Grab genommen.

Im Jahre 1843 ward dem Schwergelährten sein Zustand, den er bis dahin mit unsäglicher Geduld ertragen hatte, doch fast zu schwer, und er hatte Stunden, wo er fast verzweifeln wollte. Nächte, in denen er laut klagte, waren nicht selten. Ein Choral, in der Nebenstube gespielt, brachte ihn dann zu einiger Ruhe. Endlich behauptete er, es nicht mehr aushalten zu können, er müsse einmal etwas sehen. So wurden die dicken Vorhänge etwas gelüftet, und er riß die Augen, die sich stets krampfhaft vor jedem Schimmer schlossen, gewaltsam eine Sekunde auf. Lichthungrig geworden, wiederholte er dies, bis er es nach mehreren Stunden in einer leidlich dämmerigen Stube aushalten konnte und den nächsten Tag noch mehr Licht vertrug. Die Freude war groß, aber kurz. Wenige Tage nur, und er mußte in die alte Nacht zurückkehren. Diese Prüfung war hart, und man fürchtete, Gott würde dem armen Dulder auch noch das Geisteslicht entziehen. Aber nach einigen Wochen war der Kranke wieder in leidlicher Heiligkeit, und von da an ging es immer besser. Seine Augen blieben freilich schwach, und er mußte die Arbeit in den folgenden Jahren oft unterbrechen, um ihnen Ruhe zu gönnen. Dennoch hat er viel und mit Erfolg gearbeitet.

Im Jahre 1874 reiste Fehner auf Veranlassung seines Freundes Dr. H. mit seiner Frau nach Italien. In den dunkeln römischen Kirchen merkte er, was er schon vorher beobachtet hatte, daß seine Augen anfangen, sich zu verschleiern. Bei der Rückkehr von der Reise im November fragte er durch seinen Schwager Professor Volkmann in Halle bei Dr. Gräfe an, ob er ihn behandeln wolle. Auf dessen bejahende Antwort ging er mit seiner Frau nach Halle, wo er glücklich auf einem Auge vom Staar operirt ward. Das nächste Jahr machte sich die gleiche Reise notwendig, um auch das andre Auge zu operiren. Doch hat er schwache Augen bis an sein Ende behalten. Die letzten Jahre seines Lebens konnte er fast gar nicht mehr lesen und mußte sich darauf beschränken, sich vorlesen zu lassen. Schreiben konnte er noch hinreichend, und er hat gearbeitet bei voller Geistesklarheit den ganzen Tag, auch an dem Tage, wo ihn abends ein Schlaganfall traf, der seinem Leben am zwölften Tage darauf ein Ende machte. Das war am 18. November.

Soweit die Mitteilungen seiner Gattin.

An die Öffentlichkeit trat Fehner zuerst (1821 und 1822) mit zwei Satiren auf die Medizin. Die beiden noch heute wegen ihres treffenden Witzes und vortrefflichen Stils lesenswerten Schriftchen bedeuten seinen Bruch mit der Medizin, und charakterisiren den Zwanzigjährigen als einen hervorragend zur Kritik angelegten Kopf. Die Schelling=Oken'sche Naturphilosophie hatte eine gefährliche Herrschaft über die Vertreter der Heilkunde erlangt, und der Kampf, welcher zwischen den Männern der herrschenden Richtung und Hahnemann, dem Vater der Homöopathie, geführt wurde, zeigte ebenso wie die philosophischen

Verirrungen die methodische Unklarheit der Mediziner. Von dieser unwissenschaftlichen Philosophie fühlte sich der wissenschaftliche Genius Fechners abgestoßen, und von dieser unwissenschaftlichen Heilkunde wandte er sich zu exakter Naturwissenschaft.

Wer Fechners Lebensarbeit gerecht würdigen will, muß vor allem auf diesen Wendepunkt in seiner Lebensgeschichte achten. Berücksichtigt man nicht genügend, wie naturgemäß seine Entwicklung war, so drängt sich leicht die Vorstellung auf, daß Fechner „leider“ nicht den Weg zur wissenschaftlichen Philosophie gefunden habe, wie er den Weg zur Physik glücklicherweise sofort fand. Für die berufsmäßige Philosophie zeigte Fechner in keiner spätern Zeit Sympathie. Er verfolgte zwar die sich geltend machenden Systeme; Herbart versagte er, trotz seiner entschiednen Opposition gegen ihn, seine Achtung nicht, ja er ließ sich in bemerkenswerter Weise von ihm beeinflussen; Hegels dialektische Methode reizte seine Neigung zur Satire; der Pessimismus, der sich in Schopenhauers und v. Hartmanns Philosophemen geltend macht, erweckte die kraftvolle Reaktion seines tief innerlichen, religiösen Gemütes. Nur zu Kant und dem nachkantischen Ausbau der Erkenntnistheorie gewann er, der Kritiker, keine Beziehung, und im großen und ganzen waren ihm die Philosophen die Leute, „die nichts sehen, als was sie glauben.“ Fechner wollte der Philosophie als der spekulativen Forschung nur dasjenige Feld einräumen, wohin die wissenschaftliche Erkenntnis nicht vordringen kann, das Gebiet der Ethik und der Religion. Sogar die ästhetische Forschung suchte er der naturwissenschaftlichen Empirie zuzuweisen.

Diese eigenartige, zu aller Schulphilosophie in Gegensatz tretende Metaphysik Fechners beherrscht natürlich erst seine Entwicklung, nachdem ihm die Krankheit die Arbeit im physikalischen Laboratorium unmöglich gemacht und ihn auf das Gedankenspinnen in der Studirstube verwiesen hatte. In seiner ersten wissenschaftlichen Periode, also in den zwanziger und dreißiger Jahren, war Fechner ganz Physiker und widmete der Wissenschaft eine außergewöhnliche Arbeitskraft.

Wir sahen, wie der junge Leipziger Doktor und Privatdozent durch seine Mittellosigkeit zu litterarischer Thätigkeit gedrängt wurde. Die Art, wie er schriftstellerte, ehrt ihn und legt ebenso für seine wissenschaftliche Bedeutung Zeugnis ab, wie die Experimentaluntersuchungen, die in seinem physikalischen Hauptwerke „Maßbestimmungen über die galvanische Kette“ und in zahlreichen kleinern, in den damaligen wissenschaftlichen Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen niedergelegt sind. Thénards Lehrbuch der Chemie und Biots Lehrbuch der Experimentalphysik sind lange Jahre in Fechners Übersetzung als die besten Lehrbücher in ihrer Art benutzt worden, und namentlich das letztere verdankte seinen Erfolg zum guten Teile den Anmerkungen, Zusätzen und Erweiterungen des Übersetzers. Fünf Bände „Repertorium der Experimentalphysik“ und drei

Bände „Repertorium der neuen Entdeckungen in der Chemie“ beweisen, daß Fechner den schärfsten kritischen Geist mit umfassendem Wissen verband, und sind noch heute wegen ihrer Zuverlässigkeit wichtige Nachschlagewerke für den Fachmann. Über den Wert der „Maßbestimmungen“ läßt sich heutzutage nicht leicht ein richtiges Urteil gewinnen. Wir müssen uns zurückversetzen in die erste Entwicklungszeit der Lehre vom elektrischen Strome. Um die Mitte der zwanziger Jahre hatte die Voltasche Säule bereits viele Verbesserungen erfahren, aber man kannte noch keine Säulen von unveränderlicher Wirksamkeit; Ørstedt hatte die Einwirkung des Stromes auf den Magneten kennen gelernt; aber man hatte noch keine Galvanometer, die durch die Ablenkung einer Magnetnadel den Strom messen. Ampères Entdeckungen wurden zum ersten male in den physikalischen Kabinetten Deutschlands wiederholt und in zahlreichen Abhandlungen besprochen, oft nur, um zu zeigen, „daß man hierorts den neuen Entdeckungen in der Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus nicht mit Gleichgültigkeit entgegengekommen.“ Faraday ist Zeitgenosse Fechners im engsten Sinne; Fechner konnte also nicht bei ihm in die Schule gehen.

Im Jahre 1826 veröffentlichte G. S. Ohm das nach ihm benannte Gesetz, welches die Abhängigkeit des Stromes von der Beschaffenheit und den Maßen des Schließungskreises feststellt und das Grundgesetz bildet, auf welchem alle Strommessungen und damit alle Fortschritte, welche die Elektrizitätslehre in der Folgezeit gemacht hat, beruhen. Die experimentellen Bestätigungen, welche Ohm seinem Gesetze gab, waren nicht genügend; hier setzen die Maßbestimmungen Fechners ein. Mit dem richtigen Blick für das Erforderliche, überall methodisch klar, schuf Fechner Meßmethoden, welche trotz der unvollkommenen Hilfsmittel des Experiments der Schwierigkeiten des Problems Herr wurden, freilich bald durch die mit Riesenschritten ihrer heutigen Vollendung entgegeneilenden Wissenschaft überholt wurden, aber in der Zeit ihrer Entstehung doch das wesentlichste dazu beitrugen, das Ohmsche Gesetz schnell zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Die „Maßbestimmungen“ sollten in keiner Sammlung von mustergiltigen Beispielen physikalischer Experimentaluntersuchungen fehlen; sie würden dem Studierenden vor allem lehren, daß man nicht mit Kanonen auf die Hasenjagd gehen, daß man mit einfachen Hilfsmitteln arbeiten soll, so lange diese ausreichen.

Die „Maßbestimmungen“ erschienen gesammelt im Jahre 1831, sie wurden dann durch viele Abhandlungen erweitert, neues wurde hinzugefügt, Fechner betrat auch andre Gebiete der Physik — seine Forschung ist immer gleich mustergiltig. Ein sonderbares Lob heutzutage! Man bedenke aber, daß die Zeitgenossen Fechners unter den deutschen Physikern den ersten Grund dazu gelegt haben, die methodische Strenge zum Gemeingut aller deutschen Physiker zu machen, welche uns als etwas Selbstverständliches erscheint.

Nachdem Fechner die physikalische Professur niedergelegt hatte, mußte er sich darauf beschränken, den Entwicklungsgang der modernen Physik als Zu-

schauer zu verfolgen. Aber er war kein müßiger Zuschauer, wie sich an spätern Arbeiten zeigte. Das 1855 erschienene Buch: „Über die physikalische und philosophische Atomenlehre“ faßte die Gründe, welche die Physiker dazu nötigen, die Körper als aus diskreten Atomen erbaut zu denken, in einer so lichtvollen Weise zusammen, wie es vorher von keinem einzigen Vertreter der Atomistik geschehen war, und zeigte Fechner als einen gründlichen Kenner der physikalischen Litteratur und zugleich als einen Kritiker, der in der Litteratur seiner Wissenschaft das Wichtige von dem minder Bedeutenden zu scheiden verstand und auch den Gründen der Gegner gerecht zu werden suchte, soweit sie wissenschaftliche Bedeutung hatten.

Man vergegenwärtige sich den Charakter der wissenschaftlichen Diskussion der fünfziger Jahre: in demselben Jahre wie die „Atomenlehre“ Fechners erschien Büchners „Kraft und Stoff.“ Welch ein Gegensatz der Gedankenrichtung, der Begründungsweise und des Stils! Der Physiker Fechner verteidigt das Recht des Physikers, innerhalb seiner Wissenschaft Atomistiker und Materialist zu sein, so weit es sich als notwendig erweist, gegenüber den Anmaßungen einer unwissenschaftlichen idealistischen Philosophie; seine Gründe sind lediglich den wissenschaftlichen Thatsachen entlehnt, frei von aller dogmatischen Metaphysik, während er das Recht der Philosophie, in den Gebieten, an welche die Wissenschaft nicht heranreicht, ihre eignen Gründe zu haben, anerkennt, ja den Idealismus seiner Metaphysik hochhält gegenüber dem Materialismus seiner Wissenschaft, der Physik. Der Stil Fechners ist nicht populär in dem gewöhnlichen Sinne; er redet nicht zum ungebildeten und halbgebildeten großen Publikum, das ihm fremd ist, er redet zu einem Kreise für die allgemeinen Fragen der Wissenschaft interessirter Männer, denen er zutraut, daß ihnen die Thatsachen, welche zur Sprache kommen, ebenso geläufig seien wie ihm selbst, während sie nach einer einheitlichen Verknüpfung der Thatsachen suchen mit dem Eifer, der ihm selbst eigen ist. Seine Sprache ist reich an Bildern und Vergleichen; aber er verwechselt nicht das Bild mit der Sache, zieht aus dem Vergleich keine Schlüsse über die Bedeutung des Vergleichs hinaus; es herrscht in jedem Kapitel ein würdevoller, akademischer Ton.

Alle diese Vorzüge ließen die „Atomenlehre“ unpopulär erscheinen gegenüber den populären Schriften der dogmatischen Materialisten, und es ist kein Wunder, daß Fechners „Atomenlehre“ trotz des unvergleichlich schönen Stils, der packenden Diskussion, der glanzvollen Darstellung des Wissenschaftlichen nur auf einen kleinen Kreis seiner wissenschaftlichen Zeitgenossen gewirkt hat und heutzutage, wenn sie überhaupt noch von Physikern studirt wird, als ein Anachronismus erscheint, während „Kraft und Stoff“ und die gleichzeitige materialistische Litteratur noch immer ein großes Publikum haben. Freilich es klingt uns Modernen fremdartig, wenn wir die Atomistik und unsre Auffassung der Physik verteidigen hören gegenüber den Vertretern Schellingscher,

Hegelscher und Herbartscher Naturphilosophie, ja gegen Philosophie überhaupt; insofern ist Fechners Buch ein Anachronismus. Für alle Zeiten aber gelten die „Gründe erster Ordnung“ für die Atomistik, zu denen die spätere Wissenschaft nur noch hie und da ein wenig neues Material hinzuzufügen hat.

Wie Fechner die Fortschritte der Physik verfolgte, sieht man auch da, wo man es zu sehen nicht erwartet. So enthält das gegen einen Angriff des Botanikers Schleiden gerichtete Buch: „Professor Schleiden und der Mond“ (1856) eine Menge wertvollen statistischen Materials über die Frage, ob der Mond einen Einfluß auf die Witterungsverhältnisse der Erdoberfläche habe, und in den einleitenden Kapiteln der „Elemente der Psychophysik“ (mit Vorwort vom 7. Dezember 1859) steht eine Abhandlung über „das große Prinzip der sogenannten Erhaltung der Kraft,“ mit welcher nur zwei oder drei Abhandlungen der großen Männer, die das Prinzip entwickelt und ihm allgemein Eingang und Geltung verschafft haben, verglichen werden können; so klar überschaute Fechner die Bedeutung der neuen Errungenschaft, so bedeutungsvoll wendete er das Prinzip an auf die Sinnesreize und ihre Folgevorgänge, die der Empfindung zu Grunde liegen.

(Schluß folgt.)



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

10. Trauer und Treue.

16. März 1888.



Das war eine merkwürdige Woche. Plötzliche schwere Trauer ihre Färbung, bange, schwere Sorge als Einleitung und nun auch als Folge. Man sollte gedrückt sein und wars denn auch, aber man war dabei auch gehoben, wie lange nicht oder so eigenartig noch nie: Druck und Sorge im Gemüte und Erhebung und Größe zugleich in seltsamer Mischung.

Es war, wie wenn im Hause ein Trauerfall eintritt, der schwerste, der möglich ist, längst gefürchtet und längst zu erwarten, und doch nun, da er kommt, mit einer Wirkung, die unerwartet neu ist und auch seltsam gemischt. Man sieht und empfindet den betroffenen Lebenskreis mit einem Schlage verändert, eine Lücke gähnt tief hinein, unausfüllbar, an der Stelle, die für den Kreis der bestimmende Mittelpunkt, der Haltpunkt war. Schmerz ohne ein Ende, Trauer, Sorgen erfassen das Herz, das bisherige Alltagsleben mit allen